

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-339875](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339875)

## Belehrende und unterhaltende Geschichten.

### Die Lotterie.

Jedes Zeitalter hat seine Modenartikel. Wir können mit Fug und Recht gegenwärtig das Lotteriespiel als solchen anführen.

Hat der Künstler ein hübsches Gemälde ausgeführt und findet gerade keine Abnahme, so reißt er sich aus der Verlegenheit durch die Veranstaltung einer Lotterie. Will ein Staat eine Eisenbahn bauen und es mangelt an Geld, so verschafft er sich ein Anlehen und gibt daselbe in Form von Lotterieloose aus. Soll zu edeln Zwecken viel Geld zusammengebracht werden, beispielsweise zu Gunsten unster unglücklichen, vielgeprüften Schleswig-Holsteiner, zum Baue einer Kirche, zur Begründung wohlthätiger Stiftungen aus Dankbarkeit gegen einen Stand, aus Liebe und Hochachtung zu großen, edeln Männern &c.; der Weg, der am sichersten zum Ziele führt, ist eine Lotterie.

Kein landwirthschaftliches Fest, keine Gewerbe- und Industrieausstellung geht ohne Lotterie ab und bald erscheint auch kein Kalender mehr der nicht in einer Lotterie seinen Abnehmern Gewinnste offerirt.

Fast könnte man, wenn wir blos die Kalenderlotterie im Auge haben, glauben, dies sei blos ein Lockvogel, eine werthlose Sache an den Mann zu bringen. Diese Annahme wäre jedoch Irrthum. Der Kalender ist in jedem Hause unentbehrlich und würde seine Abnehmer jedenfalls finden müssen. Auch bieten die Preiskalender so viel des Belehrenden und Nützlichen, daß für 6 fr. auf keinem andern Wege so mancherlei Anregendes und Unterhaltendes in das Haus des Armen wie des Begüterten zu bekommen wäre.

Der Wanderer läßt daher auch für's Jahr 1865 einen Preiskalender erscheinen und veranstaltet im Monat Februar 1865 vor einer amtlichen Commission eine Verloosung von 110 fl. Prämien. Der erste Gewinnst erhält 50 fl., der zweite 25 fl., der dritte 20 fl. und der vierte 15 fl. —

Da der Wanderer einmal gerade an der Lotterie ist, so kann er dieses Kapitel doch nicht so (mir nix, dir nix) verlassen. Er will den Lesern noch sagen, was ihm in dieser Beziehung schon lange auf dem Herzen liegt.

Fast in jeder Zeitungsnummer findet man die sonderbarsten Anzeigen: „Mit nur 1 fl. sind 100,000 fl. zu gewinnen.“ „Auf eine solide Art mit 1 fl. 30 fr. zu 150,000 fl. zu gelangen.“ „Gottes Segen bei Cohn in Hamburg. Mit einigen Gulden reich zu werden“ &c. &c.

Wenn dies so richtig oder nur wahrscheinlich wäre, denkt der erfahrene Bürger, so würde der Feilbieter seine Loose selbst behalten und nicht für 1 fl. einem ihm Unbekannten zu 100,000 fl. verhelfen wollen; dies ist Marktschreierei und legt das Zeitungsblatt auf die Seite. Unerfahrene Bürger, Dienstboten &c. nehmen aber mitunter gleich mehrere solch angepriesene Loose, um gleich feinreich zu werden, sie legen das Geld wohlverpackt und sorgfältig adressirt auf die Post, erhalten auch wirklich etliche kleine Zettel mit Loosnummern darauf und damit ist dann Alles rum. Da hilft kein Heiligenanrufen, Gewinnste kommen keine. Daß aber die Loosverkäufer immer noch Leute genug d'ran kriegen, glaubt der Wanderer deswegen, weil solche Anzeigen viel Geld kosten und sich trotzdem in öffentlichen Blättern stets wiederholen.

Oftmals wird auch ein anderer Weg eingeschlagen. Vermögliche Leute erhalten in den kleinsten Orten, ja sogar auf Höfen einen Brief von Frankfurt mit den verlockendsten Anpreisungen. Solche Leute können gar nicht begreifen, wie man in Frankfurt ihre Adresse kennt und halten dies für nichts Geringeres, als für eine Fügung Gottes.

Flugs greifen sie zu und das Geld ist eingekläßt; denn sie wissen nicht, daß kurz vorher ein Kaufmann, Lehrer &c. aus der Gegend einen Brief erhalten mit dem Ansuchen, die Namen von 50 bis 100 wohlhabenden Bürgern

aus der Gegend zu nennen, welchem Ansuchen mitunter doch der Eine oder Andere nachkommt. Wundert sich der Leser jetzt auch noch, wie man in Frankfurt oder Hamburg zc. seine Adresse wissen konnte, und ob dieser Schickung Gottes?

Der Wanderer findet es am Plage, seine Leser über die verschiedenen Lotterien im Allgemeinen aufzuklären. Es besteht bereits kein Staat mehr, in dem nicht einzelne Städte oder er selbst zu einem großartigen Unternehmen — in der Regel Eisenbahnbau — viel Geld nöthig hätte.

Dies sucht man sich bei großen Kapitalisten zu verschaffen und gibt ihm dafür als Bescheinigung lauter Lotterieloose, etwas unter dem Nennwerth. Diese werden nun unter's Volk verkauft und der Staat zahlt sodann alljährlich durch mehrere Ziehungen etliche tausend solcher gezogenen Lose ab. Er verwendet den Zins des Restkapitals theils zur höhern Werthierung der noch nicht gezogenen Lose und theils zu Prämien.

Kann Jemand ein Originalloos, z. B. ein Badisches 35-Gulden oder 50-Gulden-Loose, ein Ansbacher 7-fl. oder ein Oesterreichisches 100-fl. Loose kaufen, so ist das Geld wohl angelegt; es verzinst sich dadurch, daß die Lose in ruhigen Zeiten alljährlich einen höhern Cours haben, und man zudem noch bedeutende Summen gewinnen könnte. Man riskirt bei dieser Art von Lot-

terien nie viel und kann das Loos jederzeit wieder verkaufen. Kauft man aber für etliche Gulden ein Loos bloß auf eine Ziehung (Interimsloose), so ist dies fast immer weggeorfenes Geld. Das Originalloos hat der Bankier in Händen und ist eine große Frage, ob die Nummer, die auf dem Interimsloose steht, nicht schon lange heraus ist, oder gar nie im Spiele war, oder endlich, ob der betreffende



Bankier auch über diese Nummer verfügen kann zc., kurz, es wird Jedermann vor dem Ankaufe solcher Lose gewarnt.

Eine andere Art von Lotterien sind die Sechsklassen-Geldlotterien. Es bestehen in der Schweiz in mehreren Kantonen, ebenso in Frankfurt, Hamburg zc. zc. solche Sechsklassen-Geldlotterien. Nach jedem Einsatz ist eine Ziehung.

Nach je 6 Ziehungen ist die Lotterie jeweils zu Ende. Die Erfahrung lehrt, daß von 1000 Spielern hie und da Einer das große Loos gewinnt. Dies giebt dann ein arger Lärm. In einer solchen Gegend, wohin ein bedeutender Gewinnst kommt, erwacht aufs Neue die Lust zum Lotteriespiel, was die Agenten in der Regel trefflich auszubeuten verstehen. Für den Bürgerstand ist das Sechsklassenlotteriespiel ebenfalls nicht zu empfehlen, sondern entschieden verwerflich. Manches ehrbare Hauswesen ist schon durch das Lotteriespiel ruiniert worden.

Eine dritte Art Lotteriespiel ist das sogen. Lotto oder die Nummernlotterie (siehe Abbildung). Von 90 Nummern ziehen jedesmal 5 und 85 bleiben der Anstalt. Das Königreich Baiern hat bis vor einigen Jahren dieses verderblichste aller Lotteriespiele in seinem Lande gepflegt und einen

jährlichen Reingewinn von 2--3 Millionen erzielt. Die Landtagsabgeordneten fanden aber doch diesen Gelderwerb für die Regierung schimpflich; deshalb wurde auch dieses Lotteriespiel, das ganz insbesondere vom Arbeiterstande, den Dienstboten, überhaupt von der ärmern Volksklasse benützt wurde, mit vollem Rechte eingestekt. Im römischen Staate, wo übrigens noch Manches faul ist, besteht das Lotto bis auf den heutigen Tag noch. Die dortige Priesterschaft schämt sich nicht, dem armen Volke auch noch auf diese unblöbliche Art seine Kreuzer abzuzehmen.

Das Lotteriespiel ist jedenfalls, meint der Wanderer, nicht das geeignete Mittel, zu Wohlstand, Ehre und Ansehen zu gelangen, sondern Geschicklichkeit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit.

## Der nordamerikanische Bürgerkrieg.

(Seine Ursachen und Folgen.)

Wenn man in unsern Tagen ein Zeitungsblatt zur Hand nimmt, so findet man in der Regel schon in den Telegrammen Nachrichten vom amerikanischen Kriege, der nun schon circa 3 Jahre dauert und mit unsäglichem Blutvergießen, ja mit Grausamkeit und größter gegenseitiger Erbitterung geführt wird.

Die Anzahl der Gefallenen und Krüppel beläuft sich, wenn man die Berichte zusammenstellt und noch die Hälfte davon abzieht, immerhin auf jeder Seite auf mehr als 100,000 Mann. — Es haben bloß in den Nordstaaten 60,000 Wittwen, die ihre Männer im Kriege verloren, um Staatsunterstützung nachgesucht.

Mancher Leser wird fragen, welches sind denn die hauptsächlichsten Ursachen dieses blutigen Bürgerkrieges?

Da hat der Wanderer vorerst um Entschuldigung zu bitten, wenn die Antwort nicht sogleich in etlichen Worten oder Sätzen unter der Frage steht, wie etwa im Katechismus. Er muß nämlich, um dir die Sache recht deutlich zu machen einen großen Schritt in der Weltgeschichte zurückgehen.

Als 1492 die Spanier, später auch die Portugiesen und noch später andere europäische Völker

nach Amerika kamen, fanden sie jenes Land ziemlich gut bevölkert. Die Völkerrämme waren durchaus nicht an harte Arbeiten gewohnt, von schwächlichem Körperbau, kupferrother Farbe und durchweg in bereits wilдем Zustande.

Die Europäer meinten berufen zu sein, nicht nur mit dem neuentdeckten Lande, sondern auch mit den Bewohnern nach Belieben schalten und walten zu können. Bald fangen sie diese kupferrothen Eingebornen (Indianer) massenweise zusammen und zwingen sie gewaltsam, für sie in Bergwerken, bei Aufsführung von Bauten u. zu arbeiten. Diese armen Bursche aber fielen haufenweise vor Erschöpfung todt zu Boden und machten natürlich nur andern Platz.

Ein Dominikaner-Mönch, Laß-Casas, hat großes Bedauern mit diesem unglücklichen Volksstamme; er machte mit den edelsten Absichten den Vorschlag: Man solle statt diesen schwächlichen Indianern von den starken Negern (schwarze Menschen), von Afrika herüber holen. Diese seien eher geeigenschaftet, schwere Arbeiten zu verrichten. Seine Worte fanden Beifall. Doch statt ein Unrecht zu beseitigen, wurde ein zweites geschaffen. Gewissenlose Menschen, die im Orange nach Gewinn das edelste Menschen-

recht — die Freiheit — nicht mehr achteten, schifften sich nach Afrika ein, überfielen dort die Einwohner, brachten sie mit Gewalt auf ihre Schiffe und spedirten sie nach Amerika.

Der Wanderer könnte dem Leser Szenen vorführen, die sich beim Einfangen von Negern zutragen, welche nach unsern jetzigen Rechtsbegriffen wirklich ans Schauerhafte grenzen.

In Amerika wurden nun die geraubten Neger einer öffentlichen Versteigerung ausgesetzt. Nach und nach entstanden in den größten Städten des Südens vom heutigen Nordamerika förmliche Menschenmärkte. Man konnte Männer, Weiber, Jünglinge Knaben, Mädchen, Kinder kaufen und verkaufen. Eine lange Reihe von Jahren dauerte das Zusammenfangen und Herüberholen von Negern öffentlich und ungestraft, bis endlich die europäischen Mächte einschritten und so nach und nach dem saubern Handwerke Einhalt thaten.

Unterdessen zählte man die Negerelaven nach vielen Millionen und sie waren in Amerika ein förmlicher Slavenvolkstamm. Der südliche Theil von Nordamerika — jetzt unter dem Namen Südstaaten bekannt — eignet sich ganz besonders zu Baumwollen-Pflanzung, und die Ländereien sind dort in den Händen von Großgutsbesitzern und nicht in kleine Stücke getheilt, wie z. B. bei uns.

Gewöhnlich baut ein solcher Großgutsbesitzer etwas Kartoffeln und Welschkorn, dagegen mehrere hundert Acker Baumwollensplanzen. Dazu hat er sehr viele Leute nothwendig, die er sich auf dem Markte oder einer öffentlichen Versteigerung kauft. Der Wanderer führt den Leser auf einen Slavenmarkt.

Da treffen eiliche Lage vorher die entfernteren und am Markttag die nähern Slavenhändler

und Gutsbesitzer mit Negern ein. Sie sind zusammengekoppelt, wie bei uns die Pferde oder Kühe. Wenn ein Händler auf der Reise seinen Slaven nicht traut, also ein Entweichen befürchtet, so legt er ihnen Handschellen an, wie hier zu Land die Polizei einem ganz gefährlichen Verbrecher, der transportirt werden soll. Jeder stellt seine Neger in besondere Einfänge und verlangt unter Drohungen, daß dieselben recht munter und fröhlich seien. Nicht weil er ihnen ein Fröhlichsein gönnt, sondern weil er rechnet, besser aus ihnen zu lösen. Die Slavenhalter kaufen nämlich muntere, gutausgeräumte Leute lieber, als tief sinnige, ernste, weil man hier schon ein Denken vermuthet, ja annimmt, daß vielleicht der Gedanke an die Menschenwürde bereits in einem solchen schwarzen Geschöpfe Raum gefunden habe, und wäre dies keine empfehlenswerthe Eigenschaft. Der Neger soll bloß essen,



schlafen, arbeiten und die härteste Behandlung, Beschimpfung, Schläge geduldig und ohne Widerrede ertragen; denken soll er nicht.

Der Käufer durchschreitet die schwarzen Slaven, öffnet, ohne ein Wort zu sprechen, oft auch spottend, beliebig die Kleider, beschaut Brust, Naken, probirt die Stärke der Armmuskeln, der Füße, gibt nach Belieben Rippen- und andere Stöße, faßt mit der Linken den Unter-

kiefer, mit der Rechten die Nase und nöthigt so das arme Geschöpf gewaltsam den Mund zu öffnen und das Gebiß zu zeigen.

Der Neger oder die Negerin wird vorgeführt, wobei die Unglücklichen unter sich selbst noch Spöttereien und Neckereien treiben. Nachdem so die Gefühle der Ehre, der Scham, der Menschenwürde aufs Tiefste verletzt und herabgewürdigt sind, wird gehandelt. Kann der Käufer für diese oder jene Eigenschaft: vorzügliche Arbeitsfähigkeit, Anhänglichkeit, große Duldsamkeit bei harter Behandlung und Züchtigung, große Unverschämtheit und Rohheit gegen seine Mitsclaven (zu Aufseher geeignet) garantiren, so erzielt er mitunter mehrere Hundert Dollar mehr. —

Da wird viel Geld umgesetzt. Für einen starken Mann, für ein schönes Mädchen werden 1000—1200 Dollar bezahlt. Kleine Kinder kauft man zu 20—30, Knaben, Mädchen, alte Leute zu 80—120 Dollar.

Gehen wir auf eine Pflanzung. In der Mitte derselben steht dem Besitzer sein Haus (Farmhaus) — in einiger Entfernung befinden sich wieder dumpfe Wohnungen (Blockhäuser) für die Sclaven. Da wohnen sie, so eng es eben nur geht, beisammen. Der Gutsbesitzer gibt den Männern nach seinem Gutdünken Frauen, die Kinder gehören aber dem Gutsbesitzer. Jeder Sclave fast täglich oder wöchentlich seine Kartoffeln und sein Welschkorn. Damit kann er machen, was er will. Er kann's roh essen, kochen oder braten. Den ganzen Tag über müssen die armen Geschöpfe bei der furchtbaren Sonnenhitze arbeiten. Ein oder mehrere Aufseher, in der Regel Unmensch, stehen mit Peitschen hinter den Sclaven und treiben sie zur Arbeit an. Aus purer Bosheit werden hier den Tag über hunderte von Peitschenhieben auf die Rücken der armen Neger und Negerinnen aufgemessen und erst Abends, wenn der Herr die gesammelte Baumwolle eines jeden Einzeln auf die Waage legt und etwa 1 oder 2 Pfund zu wenig zieht, so laßt er ihnen nach Umständen 10—20 Hiebe geben. —

Mancher ist am Abend so müde und so zerschlagen, daß er vergißt, sein Welschkorn auf der Handmühle zu mahlen und vor lauter Ermattung irgendwo niedersinkt.

Da kommt dann Manchem der unglückselige Gedanke, fort zu laufen, den er auch ausführt.

Der Herr aber schickt seine Leute mit Spürhunden, die extra aufs Einfangen der Neger abgerichtet sind nach. Die armen Schwarzen sind natürlich bald eingefangen und wohin wollten sie auch entlaufen? Vermöge ihrer schwarzen Farbe sind sie ja keine freie Menschen und wo sie auch hinkommen, wieder Sclaven. Sie haben gewöhnlich ein Zetchen eingebrannt, wie unsere ordentliche Kleider. Sie haben kein Geld, keine Militärsperde. Sie haben kein Lesen, schreiben, haben keine Kenntnisse von der Lage der Länder etc., kurz, von 1000 fortgelaufenen Negern werden 999 zurückgebracht und mitunter in welchem kraftlosen Zustande? Von den Hundten zerbißen, von den Peitschen zerseht, werden sie wieder zum Herrn geführt, der ihnen nach Belieben eine Anzahl Hiebe diktiert, ja sie auch todtschlagen lassen darf, worüber er nicht zur Verantwortung gezogen wird. Dies ist mitunter zum abschreckenden Beispiele vor den Augen der übrigen Neger schon ausgeführt worden. —

Mancher Farmer hält seine Neger auch gut, wie bei uns ein ordentlicher Herr seine Diensthöten. Er hat nichts dagegen, wenn die gelstig fähigern diese und jene Gelegenheit benützen und die Bibel lesen lernen, um sich und die bessern, fürs Gute zugänglichen übrigen Neger an Sonntagen durch Gebet und Gesang zu unterhalten. Solche sehen dann auch das Unrecht, das das Gesetz über diese schwarzen Menschen verhängt, ein, und gelangen, ihr Gewissen zu Rathe ziehend, auf dem Punkt an, alle ihre Neger zu freien Menschen zu machen, ihnen Freibriefe auszustellen. Wenn aber ein solcher Herr in schlimme Vermögensumstände geräth, so muß er, um schnell große Summen zu erzielen, mitunter seine besten und getreuesten Neger verkaufen, denen er die Freiheit versprochen. Stirbt ein solcher Herr gar eines schnellen Todes und die Freibriefe sind nicht ausgefertigt oder sie werden bloß von einem Rechtsnachfolger hinterhalten, so sehen sich diese unglücklichen Geschöpfe aufs Neue getäuscht. Sie werden dann einzeln an den Meistbietenden versteigert. Die armen Schwarzen müssen auf einen hohen Posten stehen, bis sie ausgerufen und versteigert sind.

Da werden die uns so theuren Familienbande auf die schändlichste Weise zerrissen. Man glaube ja nicht, daß in einem solch schwarzen

schöpfung nicht an  
fähigkeit, zu  
Der Neger lie  
in ihre Eltern  
der Vater  
die Frau  
in Diten und  
Da die  
nicht sehen, so  
Soll dann  
Lernungsstunde  
regierend, und  
in welchen sind  
speziell an  
Mutter; denn  
in zu denken  
die bedauerliche  
lage, der auf  
stimm wurde,  
nicht gut an  
ist Wasser ge  
Hage wird ma  
schen lassen, w  
werden.

Der gerechte  
Behandlung  
verhöht, daß  
glücklichen nich  
geführt, keine  
daß hier die  
Schändliche ge  
Einrichtung im  
ein Schandfl  
bern für die ge  
Es ist himm  
hödeten Leuten  
heit, Selbst  
zur Entwidm  
wäre, wie's

(Für diese J  
1) je  
2) je  
3) je  
Da hi  
in muß die R  
nig, mein

Geschöpfe nicht auch ein Herz zur Liebe, Anhänglichkeit, zu Freud und Leid schlage.

Der Neger liebt seine Gattin, die Kinder lieben ihre Eltern ic. Auf solchen Versteigerungen wird der Vater mitunter hundert Stunden südlich, die Frau nach Norden, das eine Kind nach Osten und ein anderes nach Westen verkauft. Da die Neger sich von Niemanden geliebt sehen, so lieben sie sich um so inniger. Schlagt dann so diese harte unerbittliche Trennungsstunde, so ereignen sich Auftritte, die herzzerreißend, und für fühlende Menschen nicht zum Ansehen sind. Die Gattin klammert sich verzweifelt an ihren Gatten, die Kinder an die Mutter; denn hier ist an kein Wiedersehen mehr zu denken. Nur die roheste Gewalt trennt diese bedauerungswürdigen Geschöpfe. Mancher Neger, der auf diese Art von den Seinigen getrennt wurde, hat sich vom Schiffe aus, wenn er nicht gut angebunden oder verwahrt war, ins Wasser gestürzt. Welche Behandlung und Pflege wird man erst diesen Geschöpfen angedeihen lassen, wenn sie krank und alterschwach werden.

Der geehrte Leser wird einsehen, daß diese Behandlungsweise gegen alle Menschenrechte verstößt, daß die unsterblichen Seelen dieser Unglücklichen nicht vervollkommenet, nicht zu Gott geführt, keine geistigen Fähigkeiten entwickeln, daß hier die edelsten Familienbanden aufs Schändlichste zerrissen werden, kurz, daß diese Einrichtung im südlichen Theil von Nordamerika ein Schandstük ist nicht nur für Amerika, sondern für die ganze civilisirte Welt.

Es ist himmelschreiend, daß mitten unter gebildeten Leuten ein Volkstamm, der zur Freiheit, Selbständigkeit, zum Eigenthumswerb, zur Entwicklung seiner geistigen Anlagen ic. fähig wäre, wie's Vieh behandelt wird.

Zu neuerer Zeit hat man dieses Unrecht auch eingesehen. Edle Menschenfreunde haben nicht aufgehört durch Wort und That das Schändliche der Slavery in einem Lande, wo Freiheit wohnen soll, in öffentlicher Rede, in Zeit- und andern Schriften niederzulegen. Ihre Worte und Schriften fanden Theilnahme, sie begeisterten für die edle Sache der Slaverybefreiung. Bei der Abstimmung im nordamerikanischen Abgeordnetenhaufe blieben die Abgeordneten der Südstaaten in großer Minorität. Diese aber meinten, die Freilassung der Neger ruinire ihr Land und könne überhaupt gar nicht möglich sein. Dies die Hauptursache des blutigen Krieges. Der südliche Theil der Nordstaaten griff also zum Schwert. Er erklärte sich von den Nordstaaten getrennt, wählte eine eigene Regierung und hat bisher in Anbetracht seiner geringern Stärke, von keinem Staat der Erde anerkannt und unterstützt, von allen Seiten blokirte ic., Erstaunliches in der Kriegskunst und Opferwilligkeit Einzelner geleistet. Ihre Anführer und Generale überragten übrigens an Einsicht, Muth und Tapferkeit die nordstaatlichen, dessenungeachtet wird die Noth im Süden täglich größer und die Hilfsquellen sind größtentheils erschöpft. Nur mit der vollständigen Niederlage des einen oder andern Theil wird dieser mörderische Bruderkampf sein Ende erreichen.

Erringen, so Gott will, die Nordstaaten den Sieg, so werden die Neger gegen eine mäßige Entschädigung freie Menschen. Dies sei unsere Hoffnung und unser Wunsch. Dann wäre das viele Blut nicht umsonst vergossen. Eine große und gerechte Sache hätte den Sieg davon getragen: Die Sache für Menschenwürde und Menschenrecht.

## Weber Bienenzucht.

(Für dieses Jahr bloß die Zucht in gewöhnlichen Körben; nächstes Jahr dann die Zucht in Dzierzonstöcken.)

In jedem Stöcke sind dreierlei Bienen:

- 1) Die Königin — weibliche oder Mutterbiene.
- 2) Die Drohnen — männliche Bienen.
- 3) Die geschlechtslosen oder Arbeitsbienen.

Da fällt dem denkenden Leser gewiß ein — ha! da muß die Königin auch dreierlei Eier legen?! O beleihe nicht, mein Lieber, und das ist aber schon das erste Wunder,

daß aus einem und demselben Ei dreierlei Thiere entstehen, die nicht nur in ihrer äußern Gestalt, Form und Größe, sondern in ihrer innern Einrichtung und ihrem spätern Wirkungskreise sehr verschieden sind.

Die Arbeitsbienen bauen nämlich dreierlei Zellen (siehe Abbildung) und darauf kommt es nun an, in welcher Zelle eine Biene ausgebrütet wird. Aus den Arbeitsbienzellen schlüpfen Arbeitsbienen (1), aus den Drohnen-

zellen Drohnen (2) und aus der abwärts hängenden, eichelartigen Königszelle Königinnen (3). Die Königin hat nicht, wie oftmal angenommen wird, Alles anzuordnen, zu regieren &c. &c. Dazu hätte sie vorweg nicht einmal Zeit. Ihr einziges Geschäft besteht vielmehr darin, alljährlich circa 60,000 Eier zu legen, und zwar in etwa 8 Monaten, von Januar bis August. Es trifft auf den Tag zwischen 2 und 300. Je honigreicher der Stock, desto fruchtbarer die Königin und desto rascher die Vermehrung. — In honigarmen Stöcken trifft man oftmals im März kaum Bruten an. Merke dies und nehme dem Stock nie zu viel Honig, oder füttere ihn, sofern er Mangel leidet.

Die Achtung vor und die Anhänglichkeit zur Königin ist wirklich bewunderungswürdig. Alle gehen ihr bescheiden aus dem Weg und wenden ihr den Kopf zu, wenn sie vorübergeht. In dieser Beziehung könnte Mancher bei den Bienen Anstand finden. — Eine ansehnliche Begleitung ist stets um sie. Es ist dies ihr Hofstaat, aber ohne Besoldung. Durch diese wird ihr die Nahrung gereicht. Sie begleiten sie im Stocke beim Eierlegen, außerhalb des Stockes beim Begattungsausflug, und tragen Sorge, daß sie beim Nachhausekommen wieder die rechte Wohnung treffen. Kämen sie in einen andern Stock, so würde die Königin getödtet. Am übermäßigen Eierlegen stirbt manche Königin. Sie kann jedoch auch mehrere Jahre alt werden. Ist ihr Tod ein schneller und fällt derselbe in die Brutzeit, so hat dies nichts zu sagen. In 24 Stunden ist der Jammer um die Mutter vorbei und es sind neue Königinnen angelegt. Sie nehmen dann ein Ei aus einer Arbeitszelle, welches 3—5 Tage alt ist, also schon zum Würmchen geworden und anfängt zu leben. In 16—17 Tagen schlüpft dann eine junge Königin aus; diese hält in circa 5—7 Tagen ihren Begattungsausflug und legt in etwa 6 Tagen nachher schon Eier. Es ist somit im Brutgeschäft eine Lücke von 30—33 Tagen eingetreten, was an der Bevölkerung einen Ausfall von 5—7000 Bienen gibt.

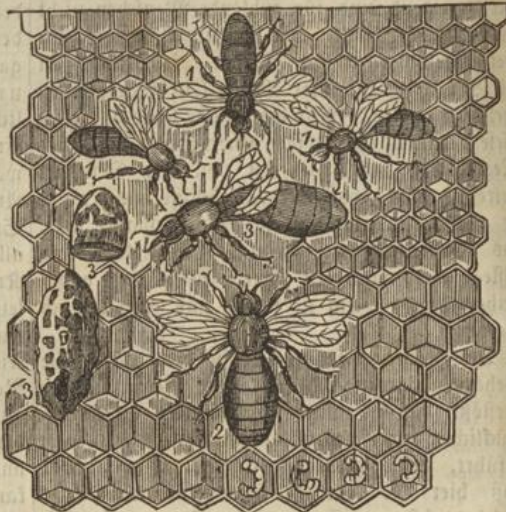
Kommt dies bei einem Bienenvolk zweimal in einem Jahre vor, so ist dies für dasselbe sehr empfindlich, schlimmer aber noch ist ein Volk daran, dessen Königin eine Zeit lang kränkelt und dann erst stirbt. Die vorhandenen Bruten sind dann zu alt, um eine Königin zu brüten und der Stock wird wiesel- oder königinlos, wenn ihm nicht aus einem andern Stocke taugliche Bruten eingesetzt werden.

Die Drohnen sind bloß da, die Königin zu begatten. Sie haben keinen Stachel und arbeiten nicht. Ihre Brutzeit ist circa 24—25 Tage. Man sieht sie während und kurz nach der Schwärmzeit häufig. Mit Ende Juni und Juli werden aber sämtliche, als unnöthige Gaste getödtet. Läßt ein Bienenvolk bis im Spätherbste die Drohnen leben, so ist es weislos. Merke dies!!! Kannst Du den Stock mit einem andern Stocke vereinigen, so thue es, wo nicht, so versäume keinen Tag und tödte ihn gleich. Er würde bloß unnützer Weise den noch vorhandenen Honig aufzehren, und die Bevölkerung sich nach und nach verlieren. (Ueber's Vereinigen weiter unten.)

Endlich kommen wir an die Hauptkünstler — die Arbeitsbienen. Diese reinigen im Frühjahr zuerst den

Stock, kuzen die verdorbenen Waben, holen Wasser, späher Blumenstaub, füttern die junge Brut, schwißen Wachs, bauen Zellen, bereiten Honig, füttern und begleiten die Königin, ledern und kuzen die ausgeschlüpften jungen Bienen, verkitten alle Ritzen und halten Wache vor dem Flugloche. — Die Betrachtung sämtlicher Verrichtungen der Arbeitsbienen ohne Anleitung, bloß dem Triebe der Selbsterhaltung entflammend, grenzt wirklich an's Wunderfame. Die Arbeitsbienen werden während der Arbeitszeit kaum 3—4 Monate alt; dagegen vom Herbste bis Frühjahr — in der Ruhezeit 7—9 Monate.

Bzüglich der Zucht der Bienen wollen wir, um kurz und praktisch verfahren zu können, die verschiedenen Vor-



kommisse während einem Jahre bei denselben betrachten. Wer seine Bienen gut überwintern kann, ist ein rechter „Bienenmann“, heißt ein altes Sprichwort. Hinlänglich Nahrung, ein trockener Standort, Ruhe und Sicherheit vor Mäusen oder andern Feinden ist Alles, was beim Ueberwintern zu beobachten ist.

Bei einem volkreichen Stocke muß der Inhalt: also Wachs, Blumenstaub, Honig, Volk, beim Einstellen mindestens 20—24 Pfund betragen. — Schwache Stöcke, die voraussichtlich nicht durch den Winter kommen, verzehne man im Herbste mit Stärkern. Der mit der jüngsten Königin heißt Mutterstock.

Die Vereinigung kann auf 2 Arten geschehen:

1) Man zündet ein Stückchen Bowist (etwa eine Baumnuß groß) an, bringt's in den Korb und in 3—4 Minuten liegen alle Bienen wie todt auf dem Boden. Nun sucht man die Königin, nimmt sie weg und das Volk wirft man in diesem betäubten Zustande zu dem andern hinein, nachdem man auch da mittels Bowist einiges Volk betäubt hat. Spritzt man sie mit etwas Honigwasser, so nehmen sie einander gerne an, da sie den gleichen Geruch bekommen.

Man kann die Vereinigung aber auch ausführen:

2) ohne diese Betäubung. Man nimmt die Bodense-



bretter unter den Körben weg, stellt den, welchen man mit einem anderen vereinigen will, verkehrt unter den letztern, bindet die etwaigen Oeffnungen mit einem Tuche sorgfältig zu und läßt sie so 36—48 Stunden stehen. Unterdeß sind die Bienen aus dem untern Korbe in den obern geflogen. Die Königin vom untern Stocke wurde getödtet; (sie wird unten im Wabenbau liegen) und den Honig haben sie vom untern in den obern Stock getragen. Der vereinigte Stock erhält den Standort des vollreichern vor der Vereinigung.

Die Erfahrung lehrt, daß die Ueberwinterung am besten auf dem Stande geschieht. Der Wabenbau schimmelt weniger, man kann sie mit ganz verengtem Flugloche bei mildem Nachherbste oftmals bis Weihnachten fliegen lassen. Sie holen noch über die Mittagszeit ihren Wasserbedarf, haben stets frische Luft und bleiben gesund. Ob es im Januar oder Februar sonnenhelle, gute Tage und es liegt vor dem Bienenstand kein Schnee, so öffne man den Bienen; sie fliegen aus und verputzen sich. — Allen Bienenzüchtern, die auch einiger Maassen einen geschützten Bienenstand haben, wird die Ueberwinterung auf dem Stand empfohlen, nachdem natürlich mit der Wage jedem Stocke sein Gewicht ermittelt ist und volkarme mit vollreichern vereinigt sind. Mit volkarmen Stöcken sollte man nie Zucht treiben; da kommt nichts heraus.

Bezüglich des Fütterns sei Folgendes bemerkt: Die Herbstfütterung ist der Fütterung im Winter oder Frühjahr vorzuziehen. Man kann im Herbst mit durch etwas Wasser verdünnten Honig füttern, während dies im Winter nicht geht. Reiner Honig ist die natürlichste und gesundeste Nahrung. 3 Pfund Kandiszucker in circa 2 Schoppen Wasser gut eingeseigt, ersetzt den Honig vollständig. Abends ist die beste Zeit zum Füttern. Man gebe ihnen aber nicht etwa in hölzernen Tröglein täglich einen Löffel voll. Dies macht viele Mühe und beunruhigt sie zu oft. Füttere je nach Umständen gleich auf einmal so viel, daß du denken kannst, er hat genug bis zur Delfsaamenblüthe. In das Glas- oder Porzellangeschirr werden, um das Ertrinken zu verhüten, einige Hölzchen, Strohhalm u. c. gelegt. — Füttere nie in Geschirren, die Honig verschlucken.

Wer in Ringkörben (Magazinstöcken) züchtet, der schneidet im Herbst oben je nach Umständen 1 oder 2 Ringe weg. Dadurch entfernt er den alten, oft schon hart und für die Bienen ungenießbar gewordenen Honig, nebst dem alten, verschwigten Wabenbau. Ist dies geschehen, so kann man erst mit der Wage das innere Gewicht ermitteln.

Wer in ganzen Strohkörben züchtet, der entfernt den überflüssigen Honig so gegen das Frühjahr hin. Den alten Wabenbau und den kristallisirten (fest gewordenen) Honig aber bringt er nicht weg, weil diese gewöhnlich ganz oben im Stocke sind, wohin er nicht kommen kann. Der ganze Strohkorb ist deshalb die schlechteste und ungeeignetste Wohnung, die man einem Bienenvolk anweisen kann. Ringkörbe sind besser und eine wirklich vollkommene Wohnung ist blos der Dzierzonstock.

Die Schwärmezeit beginnt in den warmen Rheinthalgenden schon im April, in den Seegegenden fällt sie in den Mai und Juni und endet auf dem Schwarzwalde im Juli. Mit dem Vorschwarme zieht eine alte, schon begattete Königin. Diese gehen desshalb auch selten

durch. Nach 9—10 Tagen kann ein Nachschwarm folgen. Nachschwärme haben immer eine junge, noch unbegattete Königin.

Ist der Schwarm geschöpft, so lasse man ihn nicht blos Abends nach Betzeit auf dem Plage stehen, sondern stelle ihn noch  $\frac{1}{4}$ , höchstens  $\frac{1}{2}$  Stunde auf den Stand.

Der Vorschwarm kann nach 40 Tagen nochmals schwärmen. Dies ist dann ein sog. Jungfernschwarm, aber nicht jeder Bienenzüchter erlebt einen solchen.

Geübte Bienenzüchter warten die Naturschwärme oft nicht ab und machen künstliche Schwärme durch Ablegen oder durch's Austrommeln. Da diese aber bei Wohnungen mit unbeweglichem Wabenbau vielfach mißrathen, so wollen wir's hier nicht näher beschreiben, sondern den Anfängern blos den Rath geben, keine Gelegenheit zu versäumen, wenn sie dies sehen können.

Von jetzt an geben die Bienen wenig Arbeit mehr. Man hat blos darauf zu achten, ob der Flug ein geordneter sei und ob die Drohnen zur gehörigen Zeit getödtet werden, d. h. mit andern Worten: ob kein Volk weisfloss ist.

Jedes Thierchen hat seine Feinde, so auch die Bienen. Duldet man am Stande Spinnengewebe, so bleibt manche Biene hängen und büßt ihr Leben ein. Der langbeinige Storch schnappt sie auf der Wiese weg. Das Rothschwänzchen findet sie gleichfalls schmackhaft. Der Bienenfalter legt am Abend und während der Nacht seine Eier um und in die Stöcke. Die Made zerfrisst dann den Wabenbau. In einem volkreichen Stocke werden sie nicht groß schädlich, dagegen können sie einen schwachen Stock vollständig ruiniren. Fleißiges Putzen des Brettes verhütet die rasche Vermehrung dieses Feindes. Unthunlich kann ein Stock durch Raubbienen sehr leiden. Diese überfallen in der Regel schwache Stöcke und haben schon manchen Stock zu Grunde gerichtet.

Am schnellsten ist man mit ihnen fertig, wenn man die Stöcke Morgens früh verschließt. Sobald dann die Raubbienen heranrücken und sich am Flugloche niederlassen, werden sie mit einem Tuche zerdrückt. Dies wird übrigens nur dann nöthig, wenn sie einen Stock massenweis überfallen.

Zum Schlusse kann der Wanderer nicht umhin, den geehrten Leser zu sagen, was ihm schon lange so schwer auf dem Herzen liegt. Er sieht nämlich im Herbst oftmals einen Mann mit einem Köfle herumfahren. Da steigt ihm dann jedesmal das Blut in den Kopf und er macht unwillkürlich eine Faust — zwar nur im Saak — weil das Zuschlagen eben nicht sein darf. Aber den Kerl mit seinem Zuber auf dem Wagen hat er eben auf dem Strich; denn sobald derselbe in ein Ort kommt, so geht, — mit bitterstem Schmerze sei's geklagt — das Bienenstöbten an. Allerdings lese sich hier einwenden: Darum nur über diesen Kerl und sein Köfle allein herfallen und Gift und Galle nur gegen diesen speien? Hat nicht jeder Bienenzüchter freie Wahl, was er mit seinem Eigenthum anfängt? Dies hat seine Richtigkeit — und der Wanderer muß deshalb auch gegen die unbarmherzigen Bienenzüchter oder Bienenhalter zu Felde ziehen. Diese entschuldigen sich freilich gleich damit, wenn der mit seinem Köfle nicht gekommen wäre, hätten sie nicht daran gedacht, ihre schwersten und schönsten Stöcke abzubrennen; sie seien blos überredet worden; er habe

ihnen mit seinen Thalern die Zähne lang gemacht und gesagt, es seien alte „Imme“, man schlachte den Döfen auch, wenn er fett sei und die Bienen werden nur einmal schwer u. dgl. Der Wanderer aber sagt in seinem gerechten Zorne: Dies ist ein dummes, einfältiges Geschwätz und wird keinen geschickten Mann bestimmen, die fleißigsten, volkreichsten, thätigsten und folglich die schwersten Stöcke zu tödten, dagegen die geringen leben und dann gegen das Frühjahr hin aus Mangel an Nahrung sterben zu lassen. Gerade dies ist die Schuld, daß man so viele leere oder doch ganz gering besetzte Bienenstände sieht. War's ein außerordentliches Schwärmjahr, so hat sich natürlich das Volk zu sehr vertheilt und die Stöcke bleiben leicht. Der Züchter meint, er sei jetzt im Glück wenn er im Frühjahr 4 und im Herbst 10—12 Stöcke hat. Dem seine Bienen hätten sich also von  $4 \times 5 \text{ fl.} = 20 \text{ fl.}$  auf  $10-12 \times 5 = 50-60 \text{ fl.}$ , also auf 150 bis 200 Prozent rentirt, wenn er sie nur gehörig besorgen würde. Da er aber glaubt, im Glücke zu sein und nicht mehr schauen zu dürfen, worin ihn noch ein ziemlich allgemein verbreiteter Spruch: es sei am besten,

wenn man gar nie zu ihnen schaue, ermuntert, so kann ganz leicht der mögliche und schon oft dagewesene Fall eintreten, daß er im Frühjahr kein einzig lebendes Volk mehr hat.

Ist's auf diese Art ein Wunder, wenn die Bienenzucht in Mißkredit kommt? Daran sind aber die Bienen nicht schuld, sondern die Züchter. Aber da fällt mir noch ein, was lethüm ein geistlicher Herr seinem Nachbar entgegnete, der das Bientödten verdammt, welches hingegen der Geistliche als beste Methode vertheidigte.

Man wird es zwar nicht glauben wollen und wir müssen es offen gestehen, es ist schade um's Papier zum Abdruck dieser Behauptung. Aber da so was noch nie dagewesen ist, so machen wir hiemit dem Leser das Vergnügen:

Der Geistliche wählte unglückseliger Weise den komischen Vergleich: des Schweines mit den Bienen und des Speckes mit dem Honig. — Er begann also: Wenn sie den Nutzen vom Schwein, also seinen Speck wollen, gehen sie dann auch von Zeit zu Zeit hinaus in den Stall und schneiden dem Schwein ein Stück Speck weg? Nein, rief er aus, angekommen auf dem Glanzpunkte seiner Glorie, mit freudestrahlendem Angesicht ob dem unvergleichlich gelungenen Grempel — nein, sagte er, sie werden das Schwein gleich schlachten und sich im Besitze des ganzen Nutzens freuen und somit halte ich auch das Bientödten für gerechtfertigt.

Der Nachbar lachte zu diesem sonderbaren Vergleich und dachte: Ja, da hört Alles auf!

Das Bientödten ist ein Schandfleck für unsere humanen Zeiten; es geht gegen alle Klugheit und vernünftigen Begriffe. Wenn der Wanderer wieder einmal einen Bienenzüchter in Geschäften mit dem Karren und seinem braunen Röfle treffen sollte, so macht er nicht lange Federlesens. Er läßt ihn abkonterfeien und über's Jahr auf's letzte Kalenderblatt abdrucken mit der Ueberschrift:

„Bientödter“!

Der Name wird natürlich auch darunter gesetzt.



Schleswig-Holstein. Der Leser wird sich wohl noch erinnern können, mit welcher Begeisterung er vor dreizehn Jahren das Lied sang und singen hörte: Schleswig-Holstein meerrumschlun-

## Schleswig-Holstein.

### 1. Frühere Ereignisse in diesen Ländern.

Das Jahr 1864 hat wohl in Deutschland kein wichtigeres Ereigniß hervorgebracht, welches mehr die Aufmerksamkeit bei Fürsten und Völkern auf sich zog, als der Krieg in gen, deutsche Sitte hohe Wacht u. und wie die Polizei zuletzt auf solche Boshafte fahndete, die sich erfrechten, das schöne Lied von Chemnitz zu singen oder nur in den Schluß

vor einzufallen: Schleswig-Holstein stammverwandt ic.

Die deutsche Nation konnte schon daraus entnehmen, zu welcher tiefer Erniedrigung sie heruntergesunken, wenn ihr das schöne Nationallied, das noch einzig den Gedanken an einen unglücklichen Bruderstamm rege halten und zur Befreiung vom übermüthigen Dänen-Joch aneifern sollte, wenn ihr, sagt der Wanderer, dieses schöne Lied zu singen konnte verboten werden.

Ja dies ist geschehen 1851, nachdem jenes wackeren Völkchen im Norden mit Hilfe braver, deutscher Freiwilliger und einzelner Hilfsstruppen die Dänen zum Lande hinausgejagt und sich ein Kriegsmaterial von vielen Millionen im eigenen Lande aufgebracht hatte, da nöthigten die Regierungen von Preußen und Oesterreich nicht nur die braven Schleswig-Holsteiner, die Waffen niederzulegen und den Dänen sämmtliches Kriegsmaterial zu überlassen, nein, sie überlieferten auch ihre tapfern Brüder, welche Sieger gewesen wären, wieder den übermüthigen Dänen. Diese Schande werden weder Preußen noch Oesterreich je wieder aus den Blättern der Weltgeschichte auszulöschen im Stande sein. Und welche Gründe hiefür? Keine andern als die: Die im Jahre 1848 entstandene Aufregung sei nun überall zu Boden geschlagen, also müsse auch noch der letzte Rest einer Bewegung, wie wohl diese ganz anderer Natur war, um jeden Preis ausgeblasen werden.

Die deutschen Truppen sahen den schmachvollen Verrath von Malmö ein, und waren sehr erbost und unzufrieden mit ihrem schmachvollen Rückzuge.

Die Regierungen von Preußen und Oesterreich gingen noch weiter. Sie unterzeichneten Anno 1852 das schmachliche Londoner-Protokoll, wornach die deutschen Herzogthümer: Schleswig, Holstein und Lauenburg für alle Zeiten mit Dänemark, ihrem Erzfeind, sollten verbunden bleiben.

## 2. Des Herzog Friedrichs VIII. Erbrecht und der Dänen Gewaltstreich.

Verträge von den Diplomaten ausgedacht, die dem Willen der Nation, der Völkerwohlthat und der Gerechtigkeit schnurstraks entgegen lauten, solche Verträge haben heut zu Tage kei-

nen Halt mehr. Kaum hatte der kinderlose Dänenkönig Friedrich VII., der zugleich Herzog von Schleswig-Holstein war, am 15. November 1863 seine Augen geschlossen, so ließ sich der von ihm zu seinem Nachfolger bestimmte Christian IX. auch in den Herzogthümern als Herzog ausrufen. Dies war natürlich keine Kunst, denn von 10 Beamten in diesen deutschen Ländern waren 9 Dänen. Als er aber den Huldigungsseid verlangte, so ging's schon schwieriger, weil die Schleswig-Holsteiner jetzt den Zeitpunkt gekommen glaubten, wo es mit der Dänenherrschaft ein Ende habe.

Schon am 16. Nov. verkündigte der Erbprinz Friedrich von Augustenburg, dessen Bildniß du hier sehen kannst, von Dolzig aus sei-



Erbprinz Friedrich von Augustenburg.

nen Regierungsantritt, und zeigte denselben gleichzeitig den deutschen Regierungen an.

Am 18. Nov. meldete der badische Bundesgesandte beim Bundestag, er habe mit Zustimmung seiner Regierung die Stimme für Holstein im Auftrage des neuen Herzog Friedrichs zu führen übernommen und am 19. richteten 24 Kammermitglieder aus Holstein die Bitte um schleunigsten Schutz der Landesrechte an den Bund.

Die Dänen trieben ihre Unverschämtheit u. maßlose Selbstüberschätzung gegenüber Deutschland bisher rücksichtslos und wurden immer frecher.

Der neue Dänenkönig Christian IX. unterzeichnete, gedrängt von seinem Kopenhagener Böbel, das dänische Verfassungsgesetz vom 19. November, wornach Schleswig förmlich in Dänemark einverleibt werden sollte.

Gegen diesen Gewaltstreich empörten sich nicht nur alle Patrioten in ganz Deutschland, sondern sogar Bismarck in Berlin und Reichberg in Wien und das will doch viel heißen.

Herzog Friedrich VIII. wurde unterdessen von Koburg und Baden förmlich als Herzog von Holstein anerkannt.

### 3. Der Bundestag, die deutsche Nation und die Exekution.

Der Bundestag zu Frankfurt wurde auch aus seinem Schlafe gerüttelt. Er beschloß Bundesexekution in Holstein auf Oesterreichs Antrag. — Es ergab sich bei dieser Abstimmung ein solches Durcheinander, daß der Wanderer seine Leser damit verschonen will in einem ausführlichen Berichte zu sagen, wie die Neuß, Kreuz, Lippe, Waldeck &c. stimmten. Er theilt bloß die größeren Länder in zwei Abtheilungen und geht von dem Gesichtspunkte aus: Welche Staaten bewegten sich mehr vom Standpunkt der Meinung der deutschen Nation, und welche in entgegengesetzter Richtung? Die Stimmung der deutschen Nation d. h. Exekution in Holstein und Schleswig, sowie der Anerkennung des Herzogs von Augustenburg vertraten: Baden, Württemberg, Bayern, Sachsen, Hessen, Nassau, Koburg und Braunschweig, theilweis auch Oldenburg. Dagegen stimmten Preußen, Oesterreich, Hannover, Hessen-Kassel, Mecklenburg, Lauenburg, die freien Staaten (die Geldsäcke) und der Haufen kleiner Staaten mehr oder weniger. Die deutsche Nation sprach aber ihre Meinung nicht bloß in Volksversammlungen aus, auch 520 Abgeordnete aus den deutschen Kammern suchten durch ihre thatkräftigen Beschlüsse zu Frankfurt die deutschen Interessen zu wahren; sie setzten dort zur Förderung der nationalen Sache einen Ausschuss nieder, kurz, das deutsche Volk stund da wie ein Mann und forderte laut und ohne Rückhalt in tausenden von Volksversammlungen das gute heilige Recht für seine deutschen Brüder in Schleswig-Holstein. Da war keine Parteiung mehr. Der Großdeutsche setzte seinen Namen unter den Kleindeutschen, sogar unter

die verrufenen Nationalvereiner, der Katholik wirkte für diese heilige Sache mit den Protestanten und Israeliten. Unterstützungsgelder floßen zu vielen Tausenden. Reiche und Arme, Hohe und Niedere, Fabrikant und Arbeiter legten ihr Schärfein nieder auf den Altar des Vaterlandes.

Der Deutsche in Amerika, England, der Schweiz oder wo immer er sich seinen Herd gegründet, freudig feuerte er bei zur Unterstützung seiner armgewordenen, von den Dänen ausgefogenen deutschen Brüdern im Norden zur Gründung und Unterstützung einer deutschen Regierung in Schleswig-Holstein.

Die Exekution wurde den Sachsen und Hannoveranern übertragen. Mit großem Jubel wurden diese Truppen überall in Holstein empfangen. Sobald die Dänen dieselben herrücken sahen, leerten sie noch schleunigst die Kassen, zerschlugen die Fensterscheiben, schleppten mit, was sie schleppen konnten (im Zugreifen sind sie noch nie die Letzten gewesen) und zogen ohne Sang und Klang unter Verwünschungen zu Holstein hinaus. Zu ihrem Verdrusse konnten sie noch sehen, wie die deutschen und holsteinischen Fahnen schnell die Häuser schmückten und wie schon Plakate angeschlagen und Volksversammlungen berufen wurden.

### 4. Die Bundesexekution und ihre unmittelbaren Folgen.

Der sächsische Generalleutnant Friedrich v. Hake, hat sich als Oberbefehlshaber der Exekutions-Truppen als der deutschgesinnteste aller Generale bewiesen. Wenn er auch durch die späteren Ereignisse zur Unthätigkeit gezwungen war, so hat sein Name unter allen Patrioten ein gutes Andenken sich bewahrt. Als Civilkommissär wurden Könertz von Sachsen und Nierer von Hannover eingesetzt, die Holstein verwalten.

Nach dem Einzuge der Exekutionstruppen wars Erste, daß überall Herzog Friedrich als Landesvater von Holstein ausgerufen wurde. Er wurde aber auch durch Deputationen gebeten, in sein Land zu kommen, welchem Ansuchen er entsprach und zugleich die Einwohner ermahnte, gegen die Bundesstruppen, als ihre Freunde, freundlich und artig zu sein. Er schlug seinen Wohnsitz in „Kiel“ auf und

wurde durch  
igen Unter  
oben ihm  
den ihm G  
von Preußen  
nicht Wenig  
1848 Friedrich